
Kontutytė, Eglė; Žeimantienė, Vaiva (Hrsg.): **Sprache in der Wissenschaft. Germanistische Einblicke.** Frankfurt am Main: Lang, 2016 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft / Duisburg Papers on Research in Language and Culture, 111). – ISBN 978-3-631-66187-1. 328 Seiten, € 64,95.

Besprochen von **Ewald Reuter**: Tampere/Finnland

DOI 10.1515/infodaf-2017-0054

Der Band versammelt 20 peer-reviewte Beiträge einer internationalen Tagung, die vom 24. bis 17. September 2014 an der Universität Vilnius in Litauen stattfand. Ziel der Tagung war es, „Merkmale der deutschen Wissenschaftssprache“ und die „Beschaffenheit deutscher wissenschaftlicher Textsorten“ (teils kontrastiv) zu bestimmen sowie Konzepte ihrer „universitären Vermittlung“ zu erörtern (9). Abgedruckt sind zwei Hauptvorträge sowie eine Auswahl von Sektionsbeiträgen, die in vier Abteilungen gegliedert ist.

Im ersten Einführungsbeitrag weist Ulrike Haß an Beispielen aus Enzyklopädien nach, dass germanistische Forschung und Lehre nicht allein rein wissenschaftliche Textsorten, sondern auch weitere Textsorten, die wie „Berichte, Projektplanungen, Beschreibungen, Memoranden, Gutachten, Anleitungen, Erläuterungen“ (14) und andere Fachtextsorten ebenfalls der Vermittlung wissenschaftlichen Wissens dienen, in den Blick nehmen müssen. Haß liefert den Nachweis, dass es professioneller germanistischer „Sprach- und Schreibkompetenz“ bedarf, um Mängel in der „Ausdrucksqualität“ (27), wie sie z.B. in Wikipedia-Einträgen zu beobachten sind, zu beheben. Im zweiten einführenden Beitrag rekonstruiert Jürgen Schiewe im Rückgriff auf Ideen von L. Fleck und M. Foucault sowie in Auseinandersetzung mit der Saussureschen Begriffstrias von *langue* – *langue* – *parole*, „dass der Gegenstand der Sprachwissenschaft von einem engen, reduzierten Begriff der *langue* als System ausgeweitet wurde zu einem Handlungsbegriff, der die Berücksichtigung von Kontexten und Verweisstrukturen der Sprache nötig gemacht hat“ (44). Laut Schiewe ergibt sich hieraus, dass die Sprachwissenschaft sich nur dann als eine „gesellschaftlich relevante Wissenschaft“ zu

gestalten vermag, wenn sie dieser neu gewonnenen Komplexität ihres Gegenstandes mit „Methodenpluralismus“ und „Bereitschaft zur Interdisziplinarität“ begegnet (44).

In der Abteilung „Rolle der deutschen Wissenschaftssprache“ in der internationalen Wissenschaftskommunikation untersucht Agnese Dubova korpuslinguistisch den Textaufbau deutschsprachiger sekundärer Texte in lettischen sprachwissenschaftlichen Sammelbänden. Nachgewiesen wird, dass „Sekundärtexte“, die den Inhalt lettischer Primärtexte „genau, objektiv und verständlich“ (59) auf Deutsch rekapitulieren, fast immer das „Hauptziel“ und die „Ergebnisse“ und oft auch ihre „Konsequenzen für die Forschung“ behandeln, meist jedoch auf eine Darstellung des „Untersuchungsmaterials“ und der „Methoden“ verzichten (57). Am Beispiel von 24 wissenschaftlichen Zeitschriften der Universität Vilnius untersuchen Virginija Masiulionytė und Vaiva Žeimantienė für den Zeitraum 2004 bis 2013 die Rolle, die das Deutsche aktuell als Wissenschaftssprache in Litauen spielt. Zentrales Ergebnis der statistikbasierten Analyse ist, „dass das Deutsche als Beitragssprache nur in den Geisteswissenschaften relevant ist, vor allem in den Teilbereichen Philologie und Geschichte“ (81), während Deutsch in den Sozialwissenschaften vornehmlich als „Zitiersprache“ auftritt (82). Im Ergebnis lassen sich eher englischsprachig, eher litauisch und eher mehrsprachig geprägte Zeitschriften abgrenzen. Lina Plaušinaitytė widmet sich der Frage, „inwieweit zweisprachige fachbezogene Wörterbücher mit Deutsch und Litauisch aufgrund ihrer Lemmaauswahl und Artikelstruktur den Bedürfnissen der Fachkommunikation entsprechen“ (87). Die akribische Durchsicht von 19 Wörterbüchern, die nach 1990 erschienen sind, ergibt, dass sie meist als „Begriffssammlungen“ für den Gebrauch in Litauen konzipiert wurden. Die zahlreichen Mängel der analysierten Fachwörterbücher „zeugen“ davon, „dass die lexikographische Arbeit in vielen Fällen ohne eine durchdachte theoretische Grundlage vorgenommen wurde“ (105). In seinem zugleich kulturhistorischen und kulturkritischen Beitrag sucht Wolfgang Pöckl eine Antwort auf die Frage, „[w]oher der schlechte Ruf der deutschen Wissenschaftssprache kommt“ (109). Wissenschaftsgeschichtlich entdeckt er drei sich verschiebende „Angriffspunkte“ gegen das Deutsche als Wissenschaftssprache: In einer ersten Phase wird „die Struktur der deutschen Sprache [...] aus französischer Sicht [...] als Medium rationaler Argumentation [...] disqualifiziert“, in einer zweiten Phase wird die inzwischen etablierte „deutschsprachige Wissenschaft“ wegen des „Hang[s] zur Abstraktion“ und der „komplizierte[n] Ausdrucksweise“ kritisiert, und in der heutigen Phase, in der „englische Muster der wissenschaftlichen Textproduktion als alleiniger Maßstab gelten, steht primär der Aufbau deutschsprachiger wissenschaftlicher Texte in der Kritik“ (118). Am Beispiel der 1884 bis 1906 herausgegebenen Wochenzeitschrift „Rigaiische Hausfrauenzeitung“ ermittelt Egita Proveja Techniken und Strategien der

Wissensvermittlung (z.B. das alltagssprachliche Paraphrasieren von Fachbegriffen), durch deren Anwendung Frauen über den praktischen Nutzen der Chemie für den Haushalt aufgeklärt und dadurch zu einer verwissenschaftlichten Haushaltsführung angehalten wurden.

In der Abteilung „Mündliche und schriftliche Texte in der Wissenschaft“ argumentiert Aleksej Burov, dass die Gattungsbestimmung des ahd. *Muspilli*-Textes nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, sondern fortgeführt werden muss. Am Beispiel fremdsprachiger Paratexte, Zitate, Termini und weiterer fremdsprachiger Elemente weist Eglė Kontutyte nach, dass linguistische Publikationen in der Regel mehrsprachige Texte sind, wobei sich im Vergleich litauische Texte als mehrsprachiger als deutsche Texte erweisen. Auf ähnliche Weise analysiert Dzintra Lele-Rozentāle Intertextualitätsmarkierungen in deutschen und lettischen linguistischen Aufsätzen und stellt fest, dass trotz harmonisierender Globalisierungstendenzen differente Markierungsstile im Baltikum und im deutschen Sprachraum zu beobachten sind. Cordula Meißner weist an drei unterschiedlichen Korpora nach, dass Diskurskommentierungen, worunter „metakommunikative Äußerungen in wissenschaftlichen Vorträgen verstanden“ werden, „in denen Vortragende vom eigentlichen thematischen Inhalt abweichen und Struktur sowie Ziele ihres Vortrags kommentieren, um die Zuhörenden zu orientieren bzw. ihre Rezeptionserwartungen zu lenken“ (177), einem übereinzelsprachlichen Muster folgen, das jedoch „in einzelnen Diskursgemeinschaften unterschiedlich ausgestaltet“ (186) werden kann. Franziska Wallner untersucht am Beispiel des Diskursmarkers *ja* die Funktionen und Gebrauchshäufigkeiten von Diskursmarkern in Vorträgen und anschließenden Diskussionen und hält fest, dass die Erforschung der Auswirkung globaler Funktionen „wie Aufmerksamkeitssteuerung, Orientierung des Hörers und Verständnissicherung“ (202) auf das Verstehen mündlicher Vorträge eingehenderer Studien bedarf.

Die dritte Abteilung „Sprachliche Besonderheiten der Wissenschaftssprache“ eröffnen Siiri Aluoja und Terje Loogus mit einem Beitrag, der erste Ergebnisse einer korpuslinguistischen Untersuchung von Kollokationen in estnischen und deutschen medizinischen Leitlinien präsentiert. Ertrag der Studie ist, dass die beiden Kollokationstypen „Nomen + Verbalsubstantiv“ (z.B. est. *süptomite avaldumine*; dt. *Symptombeginn*) (212) und „Adjektiv + Nomen“ (z.B. est. *kliiniline diagnoos*; dt. *klinische Diagnose*) (216) zumeist nach demselben Muster gebildet werden und in beiden Teilkorpora häufig auftreten. Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive rekonstruiert Eva Gredel am Beispiel der Protometapher vom „Brennen (ausgebrannt sein; Sparflamme; Flächenbrand)“ (227), wie das wissenschaftliche Krankheitsbild des *Burn-out* „entlang sprachlicher Bilder entwickelt“ wird und wie diese Bilder durch sprachlich-visuelle Popularisierung „gesamt-

gesellschaftlich relevante Denk- und Vorstellungswelten prägen“ (222). Im Ergebnis werden z.B. Auffassungen von Körper und Psyche des Menschen analog zur Funktionsweise eines „Akku“ trivialisiert. Nach einer Darstellung der Stärken und Schwächen der lexikalischen Feldtheorie stellt Daumantas Katinas die Befunde einer korpuslinguistischen Studie zum Wortfeld des Vergleichens auf der Basis deutschsprachiger Forschungsartikel aus dem Bereich der kontrastiven Linguistik dar. Erwartungsgemäß treten Ausdrücke, die Unterschiede hervorheben (z.B. *Hauptunterschied zwischen L1 und L2 ist; Unterschiede kann es in X geben*; 243), deutlich häufiger auf als Ausdrücke, die Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten betonen (z.B. *in beiden Sprachen; sowohl ... als auch ...; das gleiche gilt für X*; 245–246). Dass bildliche Vorstellungen als konventionelle Metaphern bis in die Fachterminologie vordringen und dadurch wissenschaftliche Vorstellungswelten tradieren, illustriert Oswald Panagl an Beispielen aus der Forschungsgeschichte der Indogermanistik, indem er den Benennungsmotiven von Kategorien wie *Wurzel, Stammbaum, Zweig, Fall, starkes und schwaches Verb, Quelle* oder *fließende Rede* nachspürt. Skaistė Volungevičienė untersucht korpuslinguistisch den Gebrauch von Konstruktionen, verstanden als „Form-Bedeutungspaar“, in deutschsprachigen wissenschaftlichen Texten, die von Muttersprachlern und Nichtmuttersprachlichen des Deutschen verfasst wurden. Ergebnis ist, dass Muttersprachler „deutlich häufiger“ Konstruktionen wie *in Anlehnung an* oder *davon ausgehen* verwenden, während Konstruktionen wie *zum Ausdruck bringen* oder *im Hinblick auf* für Nichtmuttersprachler typisch sind (269). Ebenso treten komplexe spezifische Konstruktionen wie *zusammenfassend lässt sich sagen, dass ...* oder *Gleiches gilt für* wesentlich häufiger in den Beiträgen von Muttersprachlern auf (273).

In der letzten Abteilung „Deutsche Wissenschaftssprache im Studium“ berichtet Margit Breckle über Erfahrungen mit der in Finnland üblichen studentischen Opponierung und Verteidigung von Seminararbeiten im Bachelorstudium. Ergebnis ihrer diesbezüglichen Fallstudie ist, dass Studierende diese Form der Einübung in die zugleich schriftliche und mündliche wissenschaftliche Argumentation begrüßen und das Verhältnis von Arbeitsaufwand und Lernertrag als günstig einschätzen. Dass internationale Studierende der Ingenieurwissenschaften in Deutschland trotz anderslautender Sprachzertifikate oft nicht in der Lage sind, ihr Studium sprachlich zu bewältigen, zeigt Antje Heine pars pro toto an Transformationsübungen, die in studienvorbereitenden Kursen sehr populär sind. Da die „Form-Inhaltsbeziehung bei derartigen Übungen sehr häufig vernachlässigt“ und „eine absolute Bedeutungsidentität trotz Transformation suggeriert“ (299) wird, werden „unnatürliche“, weil pragmatisch inadäquate Sätze produziert (308). Ihre Korpusanalyse verdeutlicht, dass eine datengeleitete Herangehensweise nachhaltigt Abhilfe schaffen kann, indem durch die Beschäfti-

gung mit Form und Inhalt „musterhafter Strukturen“ (309) die Rezeption und Produktion fremdsprachiger Texte wirklichkeitsnah gefördert wird. Ebenfalls gestützt auf eine exemplarische Korpusanalyse erörtert Diana Šileikaitė-Kaishauri, welche Stärken und Schwächen studentische Exposés ihrer künftigen Bachelorarbeiten aufweisen. Die „inhaltlich-funktionale Analyse der Makrostruktur“ (316) der Texte ergibt, dass Studierende in der Regel zwar den Forschungsgegenstand und das Forschungsziel adäquat benennen können, dass sie aber Schwierigkeiten haben, ihr Vorhaben argumentativ in den relevanten wissenschaftlichen Diskurs einzuordnen. Auch in diesem Fall verspricht ein datengeleitetes Vorgehen im Unterricht die sukzessive Optimierung studentischer Texte.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Sammelband sowohl neue Erkenntnisse liefert als auch bekannte Einsichten teils bestätigt, teils aber auch korrigiert. Erwähnenswert ist zunächst, dass der vorliegende Band den in mehreren Beiträgen angesprochenen Übersichtsband von Prinz und Korhonen (2011) vorbildlich weiterführt und ergänzt. Hierzu gehört die Behandlung der Sprachwahl in den Wissenschaften und die Forderung, „die eigene Nationalsprache nicht der Dominanz des Englischen“ zu opfern sowie die Erkenntnis, dass die „Vermittlung deutscher Wissenschaftssprache und deutschsprachiger Wissenschaftskommunikation [...] ganz andere Herausforderungen“ an die Auslandsgermanistik stellt als an die Inlandsgermanistik, weshalb eine engere Kooperation von Auslandsgermanistiken wünschenswert ist (Kontutytė/Žeimantienė 2016: 345). Viele Beiträge zeigen zudem, dass die wirklichkeitsnahe Erfassung wichtiger Aspekte wissenschaftlicher Kommunikation theoretische Revisionen und Innovationen erfordert. In praktischer Hinsicht geht aus vielen Beiträgen explizit oder implizit hervor, dass die Einübung in die wissenschaftliche Textproduktion nicht auf die zentralen wissenschaftlichen Textsorten beschränkt bleiben darf, sondern dass entsprechendes Wissen gewinnbringend für Übungen zur berufsnahen popularisierenden Vertextung wissenschaftlichen Wissens genutzt werden kann. Verallgemeinerbar ist ferner, dass beim heutigen Kenntnisstand auf ein korpuslinguistisch informiertes Vorgehen in Kursen zur wissenschaftlichen Kommunikation nicht mehr verzichtet werden darf. In diesem Sinne kann man den Sammelband auch ganz praktisch nutzen, indem man aus den zahlreichen Sprachbeispielen Wortlisten für den eigenen korpusbasierten Unterricht erstellt. Ein weiteres Ergebnis besagt schließlich, dass trotz erfolgreicher Anstrengungen die Untersuchung der Formen und Funktionen mündlicher Wissenschaftskommunikation weiterhin ein Forschungsdesiderat darstellt.

Literatur

- Kontutytė, Eglė; Žeimantienė, Vaiva (2016): „Sprache in der Wissenschaft: Germanistische Einblicke. Internationale wissenschaftliche Tagung an der Universität Vilnius“. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache / Intercultural German Studies* 40, 341–346.
- Prinz, Michael; Korhonen, Jarmo (Hrsg.) (2011): *Deutsch als Wissenschaftssprache im Ostseeraum – Geschichte und Gegenwart. Akten zum Humboldt-Kolleg an der Universität Helsinki, 27. bis 29. Mai 2010*. Frankfurt am Main: Lang, 2011.